

Unglaublich magisch – Bräuche um Liebe und Geburt

Die neue Dauerausstellung im Bönningheimer
Steinhaus präsentiert Wissenswertes über den
Umgang mit der Nachgeburt

Kindesglück? Das war schwer zu haben. Bei 62 Beerdigungen im Jahr 1796 haben sie in Bönningheim 44 Kinder auf den Friedhof getragen. Andernorts war es nicht viel anders. Da nimmt es nicht Wunder, dass Glück und Segen für den Nachwuchs mit allen möglichen (und unmöglichen) Mitteln herbei zu zwingen versucht wurden. Davon erzählt das Museum im Steinhaus Bönningheim. Kurt Sartorius, ehrenamtlicher Denkmalpfleger, Vorsitzender der Historischen Gesellschaft Bönningheim und unermüdlicher Museumsschaffer, hat in dreißig Jahren zahllose ehemalige (Gebrauchs-)Gegenstände ausgegraben und zusammengetragen, die Kindesglück verheißen sollten: irdene Nachgeburtstöpfe, Wöchnerinnenschüsseln für «die Suppe danach» oder ein Wolfszahn- amulett für das zahnende Kind. Anschaulich und sinnvoll geordnet geben die heute womöglich kurios anmutenden Dinge Einblick in *magische Bräuche um Liebe und Geburt* – so der Untertitel der Ausstellung, die auf Dauer eingerichtet ist.

Am Anfang war der Topf. Oder, Hand aufs Herz, war es doch das Wort? Jedenfalls hatte Kurt Sartorius Karl Bohnenbergers «Volkstümliche Überlieferungen in Württemberg» aus dem Jahr 1904 mit der nur dort ausführlich beschriebenen Nachgeburtstestat-

tung ganz genau studiert. Wollte er Licht ins Dunkel des so merkwürdigen Brauchs bringen und zog deshalb mit dem Spaten in der Hand in den Keller des nächstbesten Abbruchhauses? Kurt Sartorius lacht. Genau so war es eben nicht. Wie jeder anständige Hobbyarchäologe war er auf Schatzsuche. Und wo sollte die Goldkiste sein, wenn nicht vergraben in einem Keller? Doch er hatte nicht das Glück der Marbacher, die 1986 beim Umbau eines Altstadthauses auf 104 goldene Münzen stießen. Sein Schatz war bloß ein Tontopf. Und der war auch noch leer. Nichts besonderes also, will man meinen. Aber die Fundsache verwies indes auf höchst aufschlussreiche Gebräuche der Nachgeburtstestat-

*Die Bestattung erfolgte an versteckten Orten,
wo weder Sonne noch Mond hinscheint*

Am Ende seiner Grabaktion 1984 in der Bönningheimer Michaelsbergstraße 17–19 hatte Sartorius 50 Töpfe zu Tage befördert. Die meisten waren in den Ecken des Kellers und an den Wänden entlang vergraben und mit einer fünf bis zehn Zentimeter dicken Erdschicht bedeckt gewesen. Dass zwei der Töpfe auf dem Kopf standen, schien Sartorius vollends die archäologische Bestätigung der «volkstümlichen Überlieferung» zur Nachgeburtstestat- tung. Hatte doch Pfarrer Heinrich Höhn, der in Bohnenbergers Sammlung die Aufsätze zum Themenkreis Geburt, Taufe und Kindheit bearbeitet hatte, geschrieben: *Der Topf soll so eingegraben werden, dass der Deckel nach unten zu liegen kommt.*

Ersten Zeitungsberichten über die kuriosen Kellertöpfe folgten prompt weitere Fundmeldungen. Sartorius wurde alsbald mit Fotos und Tonkrügen beschenkt. Im Lauf der Jahre hat er in Bönningheim und ringsum in vielen Häusern gegraben und wurde in 33 Kellern fündig. Selbstverständlich ist das Vorkommen der Nachgeburtstöpfe auch von der Aktivität der (Hobby-)Archäologen abhängig, Meldungen aus Böblingen, Sindelfingen und Kirchheim/Teck, Offenburg und Crailsheim lassen weite Verbreitung vermuten. Entdeckt wurden vergrabene Töpfe in ganz Deutschland, sie stammen bisher aus der Zeit zwischen 1600 und 1920.



Kurt Sartorius in Aktion in einem Keller in Cleeborn 2009.



Nachgeburtstöpfe aus aller Welt in einer Vitrine des Bönninger Steinhauses. Das schwarze Gefäß vorne links stammt aus Neuseeland, hergestellt von dem Künstler Manus Nathan. Er fertigt noch heute solche Töpfe für die Begrabung von Nachgeburten. Hinten links steht ein Topf mit Deckel aus Myanmar, hinten rechts einer aus Kamerun, wie sie ebenfalls heute noch in Gebrauch sind. In Kamerun ist in der Regel die Hebamme auch die Töpferin der Gefäße für die Nachgeburten. Die Behälter aus Birkenrinde wurden dem Bönningheimer Museum vom ethnografischen Museum St. Petersburg in Russland zur Verfügung gestellt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verwendeten die Wepsen an der russisch-finnischen Grenze solche Kistchen und geflochtenen Schuhe, wie sie unten rechts zu sehen sind, um die Nachgeburt zu vergraben.

Heinrich Höhn scheint allgemeine Gepflogenheiten beschrieben zu haben als er die Praktiken und die sich dahinter verborgenden Glaubensvorstellungen skizzierte: *Die Nachgeburt muß sofort entfernt werden, sonst riecht das Kind aus dem Mund, nach anderer Ansicht ist sie drei Tage lang unter der Bettlade der Wöchnerin aufzubewahren, damit ihr Nichts Böses beikönne (Oberamt Crailsheim). Meist wird die Nachgeburt unbeschrien unter dem Dachtrauf begraben oder an einem sonstigen Ort, wo weder Sonne noch Mond hinscheint, zum Beispiel im Keller (Oberamt Geislingen, Urach, Reutlingen), auch unter einem Baum, wo sie im Schatten ist (Oberamt Crailsheim). Hierzu muß ein neuer, mit Deckel bedeckter Hafen benützt werden (Oberamt Nagold, Crailsheim). (...) Begräbt man die Nachgeburt wie die Nabelschnur unter einem Stock mit roten Rosen, so bekommt das Kind rote Wangen (Oberamt Gaildorf, Künzelsau, Crailsheim) und wird vor übelriechendem Atem bewahrt.*

Ein kleines Wort ist in dieser Beschreibung von besonderer Bedeutung: *unbeschrien*. Die Nachgeburt wurde nicht nur an möglichst versteckten Orten vergraben, es hatte auch unauffällig im Verborgenen, im



Die vier ineinander gestellten Töpfe fand Kurt Sartorius im Keller der Hauptstraße 35, dem Ratsstüble von 1458. Beim «Topf» in der Mitte handelt es sich um eine alte Seltersflasche aus Steingut. Es glich einem großen Puzzle, die Töpfe wieder zusammensetzen. Der Topf-in-Topf-Fund ist einmalig. Der Nachgeburtstopf mit dem Drudenfuß stammt aus dem Jahr 1854, gefunden in einem Bauernhaus in Bönningheim. In der Mitte ein Nachgeburtstopf von Regina Katharina App aus Zaisenhausen bei Maulbronn. Sie hatte 1857 geheiratet, der 1854 hergestellte Topf gehörte zu ihrer Aussteuer. Der gepfälzte, auf dem Kopf stehende Topf stammt von 1700. Beim Topf hinten rechts handelt es sich um eine Mausefalle (19. Jh.). Er war ohne Deckel mitten im Keller eines Bauernhauses in der Bönningheimer Karlstraße eingegraben und voller Mäuseskelette.

Geheimen zu geschehen. Der Hintergrund dieser Gebräuche: In der Plazenta wurde ein geistiges Wesen vermutet, das eine Verbindung zum Kind hat. Wird dieses Wesen schlecht behandelt, rächt es sich am Kind. Dieses wird krank und stirbt. Deshalb war das sorgfältige Bestatten, das Zurückgeben an die Mutter Erde, eine wesentliche Voraussetzung für das Gedeihen des Kindes. Dieser Hintergrund lässt sich heute weltweit belegen, in etlichen Kulturen wird die Nachgeburt heute noch bestattet.

Über derlei Gepflogenheiten wurde nicht geredet. Das mag dazu geführt haben, dass ein allgemein geübter Brauch nicht allgemein bekannt geblieben ist. Sicher spielt auch eine Rolle, dass die Lebenswelten von Frauen mit ihren Bräuchen und Ritualen selten in historischen Quellen beschrieben wurden. Doch auch Kurt Sartorius stand in den 1980er-Jahren vor einer Wand des Schweigens, auf dem Denkmalamt etwa: *Ich kann mich noch erinnern, wie der gelacht hat.* Eine Archäologin, erinnert sich Sartorius, wandte sich ab mit Grausen. Auch in der Landesstelle für Volkskunde stieß er auf Skepsis. Hebammen winkten ab, mit so altem, abergläubischem



Besteckkoffer der Hebamme von Bönningheim-Hofen vom Anfang des 20. Jahrhunderts. Er war aus praktischem Emaille und konnte zur Waschschüssel umfunktioniert werden. In dem Pappdöschen sind sich Nabelschnurbinden. Das weiße Gefäß in der Mitte ist ein Irrigator (für Einläufe). Links grobe Bürsten zum Säubern, rechts ein Glasschnuller, Messbecher, das Pappdöschen und hinten ein Behälter mit einem undefinierbaren gelben Pulver.

Zeug wollten sie nichts zu tun haben. Sein Interesse an magischen Bräuchen trug ihm in der Stadt sogar die Verdächtigung ein, er wolle schwarze Messen zelebrieren. Des Sohnes Frage nach der eigenen Nachgeburt beschied Sartorius' Mutter (Jahrgang 1922) mit einem verschämten Lächeln – sie wisse von nichts. Ein paar Jahre später, inzwischen hatten Chemiker Spuren von Östrogen in den Tontöpfen nachgewiesen, das unbefangene Reden über Nachgeburten war im Hause Sartorius üblich geworden, gestand sie ihrem Sohn, die Großmutter habe seine Plazenta unter einem Rosenbusch vergraben, damit er rote Wangen bekomme – also: gesund bleiben möge.

Die Bestattung der Nachgeburt unter einem Rosenbusch schenkte Hoffnung auf Gesundheit

Beharrlichkeit, das hat Kurt Sartorius dann doch erfahren, führt zu Anerkennung. Wissenschaftlich bestätigt sind seine Annahmen inzwischen durch zwei Diplom-, eine Bachelor- und eine Doktorarbeit. Der Blick über den Horizont indes machte ihm klar, dass er ein Thema aufgegriffen hatte, das in vielen (allen?) Kulturen von Bedeutung ist. *Die Völkerkunde ist unbefangener damit umgegangen*, bemerkt er und bekommt Kunde und Töpfe aus Neuseeland und Myanmar, Kamerun und Russland. Sein Stolz ist eine Replik einer 5200 Jahre alten Schminkplatte: In einer Prozession schreitet Pharao Narmer seiner auf einen Stecken gespießten mumifizierten Plazenta hinterher.

So spannend die inzwischen 30 Jahre dauernde Auseinandersetzung mit der Nachgeburtbestat-

tung ist, so klar war Kurt Sartorius aber auch, dass allein mit den Töpfen und ein paar anderen Plazentabehältnissen zum Beispiel aus Birkenrinde kein Mensch ins Museum zu locken ist. Selbst wenn er ein Stadtmodell von Bönningheim mit aufleuchtenden Fundstellen dazu stellt und ein paar Fotos die Ausgrabungen belegen – das reicht nicht. Zumal auch heutzutage die Nachgeburt als Gesprächsthema ausgeblendet wird. Wie soll sie dann eine Ausstellung tragen?

Da lag der Gedanke nahe, weitere Bräuche darzustellen, die das Kindesglück bewirken sollten. Mit dem Kulturwissenschaftler Frank Lang konzipierte Kurt Sartorius einen Rundgang durch Bräuche, die Liebe und Geburt begleiteten. Sie zeigen viel Unbekanntes. Sie machen sichtbar, was alles «wegrationalisiert» wurde, seitdem Ärzte und Krankenhaus die Geburtshilfe dominieren. Sie lassen bewusst Raum für eigene Assoziationen und Deutungen. Manche Betrachterin mag neu sinnieren über das Bernsteinkettchen als Zahnhilfe etwa, über das neuerliche Aufkommen von Schutzengeln oder über Eheringe, als Symbol endloser Liebe und Treue.

Magische Bräuche sind irgendwie unglaublich. Sätze aus den «Volkstümlichen Überlieferungen» hängen wie ein Mobile über einem Ehebett. Die Ausstellung veranschaulicht sie. So liegen unter der Bettdecke Bibel, Gebetbuch und eine Muschel versteckt, unterm Bett stehen die Hochzeitschuhe und – ein Nachgeburtsstopf. Für alles gibt es bei Bohnenberger Erklärungen: *Hochzeitschuhe*, heißt es da zum Beispiel, *nur am Hochzeitstag getragen, unter dem Bett aufbewahrt, dann kann der Mann die Frau nicht schlagen*. Auch die Sichel im Dachbalken findet sich bei Bohnenberger (und spiegelt die Hoffnung der Verzweifelten wider): *Eine schwarz umwickelte Sichel in der Schlafzimmertür heilt Brustwarzenentzündung*.



Die mumifizierte Katze lag jahrhundertlang in der Hohldecke über dem ersten Stock im Bönningheimer Meiereihof 5, erbaut 1463. Vermutlich stammt die Katze aus der Bauzeit. Katzen galten als Hexensymbole, hier deponiert, um Hexen fernzuhalten.

*Schutzengel haben den Geist der Nachgeburt
als Begleiter des Kindes abgelöst*

«Im siebten Himmel» sind Haaramulett, Eheringe und Liebesbarometer Treuehoffnung und Liebesbeweis. Das Haus schützen Neidkopf und Ziegel mit Teufelsmaske oder Hexenbesen. Die mumifizierte Katze hat Sartorius auf dem Streu in einer Hohldecke des Meiereihofs von 1436 in Bönningheim gefunden. Auch sie signalisiert Hexenabwehr, so interpretiert er den Fund. Votivgaben in Krötenform oder als Abbild der weiblichen Brust: Hoffnung auf Hilfe bei Kinderwunsch oder Stillproblemen. Medizinische Hilfe versprach sich auch, wer Dreimarker, einem Grenzstein auf der Markungsgrenze von Stockheim, Kleingartach und Frauenzimmern, kleine Brocken abschlug, zermahlte und einnahm. Das Dreieck gilt als Symbol der Weiblichkeit, der Stein, weiß Sartorius, musste immer wieder ersetzt werden.

In eine helle, weiße Höhle tritt im Bönningheimer Museum, wer sich der Geburt nähert. Den Gebärstuhl von 1780 hat die Hebamme in Künzelsau immer mit ins Haus der Gebärenden gebracht. Erschreckend schlicht ihre weiteren Hilfsmittel, das Hebammenbesteck aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, aufgetrieben in Bönningheim-Hofen. Auch der Notfallkoffer Geburt, mit dem der Arzt Dr. Himmelreicher um 1930 in Neckarsulm unterwegs war, wirkt aus heutiger Sicht alles andere als vertrauenerweckend. Da scheint der zusätzliche Einsatz eines Wehenfläschchens – in der Hand fest zu drücken – fast notwendig konsequent. Groß war die Hoffnung, wenn das Kind mit Glückshaube, der Fruchtblase auf dem Kopf geboren worden war: Alles wird gut.

Eng verknüpft mit der Geburt ist der Blick in die Sterne: das Horoskop als Zukunftsprognose. Strenge Wetterregeln raubten oft alle Zuversicht: *Ist der Aschermittwoch trübe, so sterben im selben Jahr alle*



Wie es gewesen sein könnte: Ein Krug mit der Nachgeburt wird im Keller an der Wand vergraben, versteckt hinter Wein- oder Mostfässern.

Wöchnerinnen. Bei solchen Aussichten hatte man wohl Grund, sein Glück abzusichern – auch durch die Bestattung der Nachgeburt. Die Ausstellung zeigt Töpfe aus Bönningheim und Umgebung, aus Afrika, Körbchen aus Birkenrinde, wie sie in Russland verwendet wurden. Ein übergroßes Schutzengelbild aus dem 19. Jahrhundert hängt am Ende der Ausstellung. Schutzengel, ist Sartorius' Überzeugung, haben den Geist der Nachgeburt als *Begleiter des Kindes* abgelöst.

Bleibt die Frage, was geschieht mit der Plazenta heute? Die Zeiten, da sie in den Kliniken von der Kosmetikindustrie für wunderwirkende Hormoncremes wie Placentubex C eingesammelt wurden, sind lange vorbei. Töpfchen und Packung sind

Stadterlebnis

Kirche & Orgelmusik · Frauengeschichten · der Brezel Bua · Gannerbe Albrecht · Fototour · Bönningheimer Leckerbissen · Geographische Wanderung

7 neue, besondere öffentliche Führungen!

Gleich Prospekt anfordern!

Tel. 071 43/273-151 · www.boennigheim.de

Stadt Bönningheim
Wein- und Museumsstadt



Das Wehenfläschchen wurde Gebärenden in die Hand gegeben. Festes Drücken sollte ihnen positive Kraft geben. Bei diesem Fläschchen handelt es sich um eine Klosterarbeit, im Innern ein Holzsplitter des Sarges von Ignatius von Loyola. Es war im 19. Jahrhundert in Gebrauch.

selbstverständlich in Bönningheim ausgestellt. Die ältere Betrachterin erinnert, die jüngere wundert sich – beide staunen. In der Plazenta lag also auch ein Schönheitsversprechen, eine Art Jungbrunnen.

Auf zwei Ebenen scheint sich eine Art Kontinuität zu behaupten – in der Hoffnung auf gesundheitliche Hilfe und im großen Schweigen. Man spricht noch immer nicht gern darüber, auch wenn die Mütter im Krankenhaus gefragt werden, was mit ihrer Nachgeburt werden soll. Sie haben vier Alternativen – in einem großen Klinikum, das nicht genannt sein will. Die Stammzellforschung und -therapie(hoffnungen) verursachen diese Zurückhaltung. Also, Möglichkeit 1: Die Klinik vermittelt – wenn die Eltern das wollen – den Kontakt zu Firmen, welche die Nabelschnurblut des Kindes aufbewahren. Das bedeutet die Option auf eine Stammzellentherapie, sollte das Kind eines Tages etwa an Leukämie erkranken. Im Krankenhaus wird der Nabelschnur das Blut entnommen, die Eltern gehen mit den Firmen einen entsprechenden Vertrag ein. Möglichkeit 2: Die Mutter gibt die Plazenta zur Weiterverarbei-

tung in der Pharmaindustrie frei. So werden zum Beispiel in einer bayrischen Firma Immunsuppressiva hergestellt, Medikamente, die das Immunsystem unterdrücken, zum Beispiel nach einer Transplantation, damit das neue Organ nicht abgestoßen wird. Die gefragte Klinik bekommt pro Plazenta 50 Euro Aufwandsentschädigung. Möglichkeit 3: Die Nachgeburt wird ordnungsgemäß entsorgt, die Mutter entzieht sie damit jeglicher Verwertung, auch der Stammzellenforschung. Schließlich die vierte Möglichkeit, die allerdings sehr selten gewählt wird: Die Eltern nehmen die Plazenta mit nach Hause und vergraben sie in ihrem Garten unter einem Rosenbusch – damit das Kind gesund bleibt.

Öffnungszeiten Museum im Steinhaus

für Gruppen jederzeit, Anmeldung: 07143/22563

Mai bis September sonntags von 14 bis 17 Uhr

LITERATUR:

Kurt Sartorius: Spuren eines alten, vergessenen Brauches – Nachgeburtbestattungen. In: Ganerbenblätter. Historische Gesellschaft Bönningheim, 9. Jahrgang 1986.

Dietmar Waidelich: Archäochemische Untersuchungen an einigen ausgegrabenen Gefäßen zur Ermittlung möglicher Nachgeburtbestattungen. Diplomarbeit, Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1989.

Barbara Otto: Bürgen – Mutterkuchen – Nachgeburt. Eine volkswissenschaftliche Spurensuche nach der Plazenta. Magisterarbeit, Eberhard-Karls-Universität Tübingen 1996.

Kurt Sartorius: Das Begraben der Nachgeburt. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg, Band 2, Stuttgart 1987.

«Wo weder Sonne noch Mond hinscheint». Archäologische Nachweise von Nachgeburtbestattungen in der frühen Neuzeit. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg, 36, Stuttgart 1997. *

Kurt Sartorius (Hg.): «Damit 's Kind gesund bleibt» – Tabu Nachgeburtbestattung. Kolloquiumsbericht, Bönningheim 1997. *

Kurt Sartorius: «Wo weder Sonne noch Mond hinscheint»: Nachgeburtbestattungen. In: Bärbel Kerkhoff-Hader, Werner Endress (Hg.), Keramische Produktion zwischen Handwerk und Industrie, (= Bamberger Beiträge zur Volkskunde 7), Bamberg 1998.

Kurt Sartorius: «Wo weder Sonne noch Mond hinscheint» – Nachgeburtbestattung. In: Sozialgeschichte der Medizin, Wiener Gespräche, Gabriele Dorffner, Sonia Horn (Hg.): Aller Anfang – Geburt, Birth, Naissance, Wien 2004.

Judith Kouematchoua Tchuitcheu: Die Versorgung der menschlichen Nachgeburt als Spiegel ihres ethno-medizinischen Stellenwertes weltweit. Dissertation Universität Witten/Herdecke 2010.

Dorothee Ade: «Wo weder Sonne noch Mond hinscheint» – ein (fast) vergessener Brauch. In: Archäologie in Deutschland, 5/2009, Sonderdruck 2009. *

Die mit * gekennzeichneten Veröffentlichungen sind zu beziehen bei der Historischen Gesellschaft Bönningheim, Tel 07143-22563, SchnapsmuseumB@aol.com

Eine eintägige **Studienexkursion** unter Leitung von Dr. Raimund Waibel führt im kommenden Jahr u.a. auch zur Ausstellung in Bönningheim.

Information:

Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes in Stuttgart, Tel. 0711/23942.0.